

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Das Märchen.

Skizze von Elise Krafft.

Als er die Korridortür aufschloß und so umständlich und lange Gut und Mantel ablegte, wußte Frau Agnes schon, daß auch heute wieder sein Suchen nach einer neuen Stellung vergeblich gewesen. Und sie preßte einen Augenblick kaltlos das vergrämte und schmal gemordene Antlitz gegen die Wange ihres jüngsten Kindes, das im Dämmerlicht des sinkenden Abendhimmels auf ihrem Schoß saß.

Die zwei größeren waren erfreut nach der Tür gelaufen. „Papa!“ jauchzten sie, gegen das Holz trommelnd.

Als er noch immer nicht kam, sondern leise, leise, wie furchtlos in das leere Vorderzimmer ging, setzte die junge Frau hastig das kleine Mädchen auf den Fußboden zu den Geschuftern und den umhergestreuten Spielsachen und ging den leisen Schritten nach, die von ihr fortstrebten.

Da war es ein wenig heller als in dem Berliner Zimmer, und sie sah deutlich, wie hoffnungslos der Mann war, der da vor seinem alten, vom Vater ererbten Schreibtisch zusammengetauert saß.

„Mag“, bat sie flüsternd, indem ihre Hand tröstlich über seine Schulter strich, „ach, laß doch, Liebster, wir haben uns ja noch alle, und für die Kinder ist immer noch Milch dagesessen alle Tage. Und . . . nein, wie kalt du bist, und wie dünn deine Hände geworden sind! Du darfst nicht mehr so viel bei diesem schredlichen Nebel herumlaufen, in dieser Nacht hast du geflüstert . . . ich habe Angst um dich, Mag.“

Er schob müde ihre streichelnden Finger von sich ab.

„Angst . . . die habe ich auch . . . ja“, sagte er heiser. „Aber nicht vor dem Nebel, Agnes . . . nein, vor dem Stärkeren, das gegen mich antkommt, um der Misere ein Ende zu machen. Aber ohne euch wäre es Freigebit . . . und mit euch Mord . . . Du schreist ja gar nicht, du läufst auch nicht fort . . . Ach du, schrei doch wenigstens, wenn ich so furchtbare Gedanken vor dir ausspreche.“

Aber Frau Agnes schrie nicht. Nur die Zähne biß sie einen Augenblick zusammen, als könnte sie dadurch an Kraft gewinnen, und ein Lächeln zwang sie auf die Lippen und einen ganz scherzhaften, leichten Ton.

Natürlich machen wir ein Ende . . . aber mit dem Verzweifeln, Schach, und der ewigen Kopfhänger. Und dein Mittagessen ist du erst, das schon seit drei Stunden auf dich wartet, fürstlicher Grüntohl mit einer leibhaften Bratwurst, und hinterher legst du dich ins Bett, und hoffst den Schlaf nach von der durchschrieenen Nacht. Mein Geld reicht noch mindestens drei Tage . . . und bis dahin . . . ach, denk' nicht nach, tomm!“

Er ging wie ein Geister. Im Gehen nahm er sogar stumm ihre Hand, als käme von der eine ungeheure Hilfe. Und im Korridor, kurz ehe sie zu den jauchzenden Kindern kamen, riß er ihre leichte Gestalt jäh an sich und suchte ihren Mund. Und da küßte sie alle beide die voreinander verfesteten Tränen . . .

Eine Stunde später war Mag wie ein Kiesel eingeschlafen, und Frau Agnes saß bei den Kindern um den erleuchteten Tisch herum und erzählte ihnen Märchen, damit die Kleinen ruhig blieben. Aber mitten in diesen Märchen sank der Frauontopf immer wieder über der Plückerarbeit verad, und die Hände falteten sich, als ob sie beten wollten, weiter nichts als beten. Als es an die Stubentür klopfte, hörte sie sogar eisfrorenen auf, und die Kinder begannen zu weinen, als sie die Angst der Mutter fühlten.

Und es war doch nur Fräulein Bartels, die freundliche Lehrerin, die seit vierzehn Tagen das eine Vorderzimmer bewohnte und für die Kleinen immer etwas zum Raschen oder Spielen bereit hatte. Auch heute. Sie nickte der jungen Frau zu und beschäftigte sich sofort mit den Kindern, die noch ganz märchenbange Augen machten.

„Ich habe schon eine ganze Weile hinter der Tür zugehört“, sagte sie lachend. „Sie haben ein Talent zum Märchen erzählen, das ich bewundern wert. Und . . . Sie dürfen mir aber meinen gutgemeinten Vorschlag nicht ablehnen, Frau Baumann, ich . . . ich möchte Ihnen doch so gern irgend- was helfen . . . und . . . da, eben, als Sie so wunderbar erzählen, fiel es mir ein.“

Sie klotzerte ganz jämmerlich, die lachende Lehrerin, als sie die verwinten und erschauerten Frauenaugen sah.

„Ich könnte vielleicht schon für morgen oder übermorgen nachmittag in meiner Suite Propaganda für Sie machen . . . der Direktor erlaubt das sicher, wenn Sie in der Aula unseren Kindern der fünf untersten Klassen Märchen erzählen. Das ist doch jetzt modern, und fünfzig Pfennig geben die Eltern gern dafür, wenn den Kleinen so etwas Gutes unter Schulaufsicht geboten wird.“

Als Frau Agnes noch immer keine Antwort gab, begann sie sogar zu rechnen und zu reden.

„Denken Sie doch, wir haben Doppelklassen in unserer großen Töchter- schule, und in jeder Klasse über drei- zig Schülerinnen . . . das brächte pro Kopf fünfzig Pfennig . . . mindestens . . .“

„Nein“, sagte Frau Agnes in die- se Rechnung hinein und noch einmal leiser „nein . . . ich . . . kann . . . das nicht! In meiner Not da draußen Märchen erzählen, lachende Ge- schichten vom Glück . . . wenn einem das Herz entzweibrechen will, meine alten Märchenmärchen . . . nein.“

„Ja“, sagte Fräulein Bartels erst.

„Wenn Sie das freilich nicht können! Ich dachte es mir so einfach vor den dankbaren Kindern, und dann . . . Weihnachten kommt bald, Sie hätten vielleicht eine hübsche Einnahme, ich würde schon sorgen, daß die Möbel alle kämen.“

Das alternde Fräulein streckte die Hand aus.

„Es hilft auch vielleicht über die- jehigen schweren Tage fort. Frau Baumann. Hat Ihr Mann noch immer keine neue Stellung?“

Die junge Frau schüttelte den Kopf, und dann griff sie plötzlich nach der ausgestreckten Hand und weinte und lachte in einem Atem.

„Ich kann's doch, Fräulein Bartels . . . und ich danke Ihnen!“

Fabrikant Hermann Behr saß in seinem Klubfessel und rauchte. Mitten von der Arbeit war er ausge- sprungen und hatte dem Diener ge- klingelt. Ihm graute vor der großen Stille ringsumher.

Vorhin, als Helene in ihrem kni- sternenden Seidenkleide neben ihm ge- standen hatte, um ihm Adieu zu sa- gen, ehe sie in den Wohlthätigkeits- bazar fuhr, war es ihm sehr recht ge- wesen, daß er allein blieb und un- gestört arbeiten konnte den Nachmit- tag über. Dann aber, als über die- trodene Zahlenreihe vor ihm immer wieder bunte, seltsame Bilder husch- ten, wurde sein Kopf immer heißer und wirrer, und er war mal wieder unfähig, die Gedanken über einer be- stimmten Kategorie festzustellen.

„Träumen“, hätte der Vater gesagt, wenn er noch lebte, und mitleidig den Kopf geschüttelt. Und argwöhnisch hätten seine Blide das weiße Kon- zeptpapier gestreift, ob darauf nicht etwa wieder anstatt Geschäftstabellen Gebichte standen oder kunterbunte, merkwürdige Geschichten . . .

Nein . . . heute fanden sie nicht mehr da . . . Die Jugendträume waren ausgeblüht, seit Hermann Behr Chef des großen Weltlaufes geworden, weder Gedichte noch Ge- schichten schrieb er auf die großen Kanzleibogen. Nur manchmal, wie hergekehrt, schwirrten sie ihm durch den Kopf und Herz und machten ihm das Nachdenken über die Prosa des Tages schwer . . .

Als der Diener kam, schickte ihn der Fabrikant wieder fort. Er hatte wohl nur ein Gesicht sehen wollen. Und nun lauachte er angestrengt auf kleine, trappelnde Füße, ob die nicht, wie sonst um diese Zeit, zu ihm ka- men. Merkwürdig lange mußte er heute darauf warten. Schließlich klingelte er noch einmal und fragte nach Hilbe.

Aber die war auch ausgegangen, genau wie ihre Mutter. Zwar nicht zu einem Bazar, aber doch zu einem Märchenamittag, wie das Haus- mädchen erzählte, der von der Schule aus veranlaßt war.

Und nun sah der einsame Mann und wartete und dachte darüber nach, wie so anders gekommen wäre, wenn er nicht der einzige Sohn sei- nes Vaters gewesen und die Fabrik hätte übernehmen müssen, wenn man ihn nicht als Knaben schon ins Kon- zert gestellt, auf Handelschulen und ins Ausland geschickt hätte, um ge- rade das zu werden, was sein Herz am wenigsten berührte . . . ja dann . . . vielleicht wäre doch noch ein Töchter aus ihm geworden, wie er so oft als Knabe geträumt . . .

Da . . . jetzt kamen die Kinder- lächer endlich. Und nun war auch schon das ganze Mädel selber da, stemmte vor Wonne und Entzücken.

„Vapaaaa“, sagte es, „o Papa, war das kein! Solche Märchen kann Fräulein aber nicht erzählen! Und Mama auch nicht. Schämst du . . . aber du hast ja nie Zeit!“

Und schon sah Hilbe selig auf den Ruten des Vaters und legte die hei-

ße Wange dicht an die rauhe und bärige.

„Denk' mal, wir haben erst wunder- gedacht, wer da kommt und uns die Märchen erzählt. Aber es war bloß 'ne Frau, nicht mal so fein wie Ma- ma, lange nicht, bloß so 'ne olle, weiße Bluse, und Grete vor Kamele sagt, 'ne Schauspielerin war das nicht, wie wir alle erst dachten. Kei- ne Brillanten, bloß solchen dünnen Ring, und furchtbar traurige Augen. Vati.“

„So“ sagt der Mann nur, „haben auch die Märchen denn wenigstens gelassen?“

Hilbe nickte stürmisch.

„So . . . furchtbar gut! Eins mit der Prinzessin auf der Erbse, das kannte ich ja schon, aber die andern doch nicht. Das mit der Sternblu- me und dem Hirtensingen, das haben wir alle bei geweiht, so schön war das! Soll ich's dir mal erzählen, Vati?“

Von der Sternblume und dem Hirtensingen? . . .

Der Mann hob langsam den Kopf über den des aufgereizten Kindes. Ja, wie war denn das? Gab es denn so ein Märchen irgendwo da draußen in der Welt? Hatte er so eins nicht einmal ganz für sich allein ausge- dacht, für sich und höchstens noch für Nachbars Agnes, der er jeden Tag ei- ne andere Geschichte erzählen mußte, wenn das kleine, süße Ding bei ihm darum bettelte? . . .

„Und da sagte die Sternblume zu dem armen Hirtensingen: „Nimm mich und tauche mich um Mitternacht in den blauen Bergsee da drüben, wenn der Mond über dem Walde steht und die Sterne leuchten. Aber du mußt mit mir in die Mitte des Sees schwimmen, wo unten das Schloß des Zauberkönigs, meines Vaters, ist . . . Und dann . . .“

„Bin ich wieder die alte Prinzessin, die dich zum König ma- chen kann über die ganze Welt, wenn du mich erlöst hast“, vollendete Her- mann Behr den Satz seines erzählen- den Kindes.

Aber du weißt ja schon alles, Papa“, sagte Hilbe enttäuscht, „und ein so tomsches Gesicht machst du dabei!“

„Nein, ich weiß noch nicht alles . . . erzähle nur zu Ende“, sagte der Mann merkwürdig besonnen.

Und als Hilbe wirklich in ihrer niedlichen und geschickten Art das lange, wunderbare Märchen, das sie gehört, wiederab, Wort für Wort, so, wie er es einst als Knabe erfon- nen und der Gespielin im heimlich- gen Garten erzählt, blieb er reglos laufend sitzen, bis es ganz zu En- de war. Dann strich er seinem hei- ßen Kinde über die Wangen und setz- te es aus dem Märchenlande wieder auf den Boden der Wirklichkeit.

„Wie sah denn die Frau aus, die auch dieses Märchen erzählt hat?“ forschte er.

„Ach . . . so blaß war sie, Vati . . . aber doch lieb! Und gelacht hat sie auch mal . . . ja . . . und da war sie gleich hübscher. Fräulein sagt, als sie uns gestern in der Klas- se von dem Märchenamittag erzählte, wir sollten ja alle kommen, die Märchenfrau hätte drei kleine Kinder, denen sie dafür recht viel zu Weihnachten schenken will.“

„Und . . . hatte sie helles oder so dunkles Haar wie ich?“

„Ganz helles, Vati . . . wie meine große Puppe.“

„So“, sagte Hermann Behr, und dann fragte er plötzlich gar nicht mehr, sondern ging ans Telefon und ließ sich mit der Nummer des ihm bekannten Schuldirektors verbin- den.

Eine halbe Stunde später hatte er die Adresse der Märchenerzählerin und ihren Namen: Frau Agnes Baumann . . . und ein junges, glück- liches Lächeln der Erwartung dazu.

Am nächsten Vormittag wurde es wieder klar über Berlin. Der Re- del machte einer freundlichen Kopem- lerin Platz und spiegelte sich in dem blauen, ratternden Auto, das sich in der entlegenen Straße des Südens recht ungewohnt vor dem alten, hohen Mietshaus ausnahm. Als es hielt, klickte der Chauffeur sich etwas unsicher nach seinem Herrn um, der aber sehr eilig und sicher in das alte Hausort hineinschritt, die drei Treppen hinauf, und an der Korridortür, an der ein Schild: „Mag Hoffmann, Buchhalter“ war, trat die Klammer drückte.

Eine junge Frau in blauer Wirt- schaftsschürze öffnete, und eins . . . zwei . . . drei Kinderchen trabelten hinter ihr her.

„Guten Tag!“ sagte Hermann Behr, indem er erschütterter das schmale und vergrämte Frauenantlitz mu- tete und nur schwer die alten, lä- chelnden Augen fand. „Mein Name ist Behr . . . Hermann . . . oder viel- mehr: Herrmann Behr.“

Die junge Frau trat überrascht und verlegen zurück. Dann hob sie beinahe fassungslos die Hand: „Wenn . . . ach, bitte, wenn Sie herintreten wollen!“

Er folgte ihr stumm.

In dem kleinen Korridor schob sie die drei Kleinen irgendwo durch eine Tür, dann stand sie neben ihm in einem hellen, netten Zimmer und streckte die Hand aus.

„Männer Behr . . . wahrhaftig, ja!“ . . . sagte sie mühsam. „Wiedererkannt hätte ich Sie aber nicht.“

„Ich Sie auch nicht“, wollte er sagen, aber das mußte ihr weh tun, wenn sie an ihr elend dachte. Dar- um hielt er nur fürs erste die schmale Frauenhand fest und lächelte.

„Sie haben gestern Märchen er- zählt . . . in der Schule . . . ja, meinem Kinde meine Märchen, Frau Agnes . . . nicht wahr, es waren doch meine?“

„Ja“, nickte sie, in Tränen aus- brechend. „Unsere alten Märchen- dinge, Herr . . . Männer Behr. Ich habe sie bisher immer nur meinen eigenen Kleinen erzählt, nun aber . . . mein Mann ist seit zwei Mo- naten ohne Stellung, die ist einge- gangen, wo er jahrelang beschäftigt war . . . nun . . . nun habe ich mit ihm Ihren Märchen Geld verdient für Brot.“

Er lächelte nicht mehr. Aber die Hand hielt er noch fest, die so dünn und mager war.

„Und wie Sie die erzählt haben müssen! Mein Mädelchen kam ganz glücklich heim. Und so viel brachte sie mir mit, das Jungsein, das Trauhand meiner Kindheit und die kleine, geduldige Zuhörerin von da- mals dazu! . . . Nun bin ich beinahe ein alter Mann! Sehen Sie, ich habe schon graue Haare. Und hin- tem Lichter gemorben, wie Ihr Va- ter, der Herr Kantor, immer sagte, nur ein Kaufmann und ein ungsun- dener Mensch.“

Er hatte ihre Hand losgelassen, und nun lächelten sie beide, lächel- ten wie erfreute Kinder, die ein altes Spielzeug wiedersehen. Und fragten, und erzählten, und es war alles wirk- lich beinahe wie im Märchen.

„Als er endlich gegangen, hob die junge Frau ihre Kinder zu sich em- por und küßte sie. Dann wartete und lauachte sie auf das Schließen der Korridortür, wie nie vorher.“

Als ihr Mann endlich aufschloß, wartete sie gar nicht auf sein stilles und verjagtes Näherkommen. Sie lief zu ihm hinaus und legte, ehe er von seinem vergeblichen Suchen spre- chen konnte, beide Arme um seinen Hals.

„So ein Märchen kann man mehr als du und ich, Liebster . . . Der Fabrikant Behr war hier, du weißt doch, der lange, verträumte Mann, von dem ich dir so oft erzählt, der jetzt längst selber Chef der alten Fir- ma ist. Und morgen schon sollst du zu ihm kommen in sein Kantor . . . morgen . . . erst in Vertretung eines erkrankten Buchhalters . . . und dann weiter fest angestellt, Schach!“

Er hielt still bei ihrem Jubel. Um ihren Kopf herum falteten sich seine Hände.

„Mein guter Wandertamerad!“ . . . sagte er wie erlöst . . .

Und so ist eine wahre Geschichte aus dem Märchen geworden.

Eine Grabchrift.

Auf einem Friedhofe der meer- umtauchten Insel Föhr steht ein mächtiger grauer Stein, in den kunst- voll eingemeißelt ist ein Segelschiff in voller Fahrt. Darunter steht fol- gendes zu lesen:

„Alhier ruhen die Gebeine von Dirte Kramers, des weiland wohl- achtbaren westfälischen Kapitäns, ge- boren den 26. August 1725 in Bol- disseum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt. Er wogte es vom 17. Jahr an, sein Leben der wilden See anzuvertrauen, unter vielen Proben der göttli- chen Güte, von 1755 bis 1762 ein Schiff nach Teilen der Welt zu füh- ren und es ward eine jede Fahrt mit Segen gekrönt. Er wogte es auch auf göttlichen Wink obwesend zu verbinden mit der tugendhaften Ehe- frau aus Nieblum, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm, denn er führte vom 1. November 1762 fast 7 Jahr in Ruhe die züch- tliche Ehe. Er wogte es endlich vom 17. April 1769 über das schwarze Meer des Todes zu schiffen und siehe, er kam glücklich hinüber und an der Höhe einer 44- jährigen Lebensfrist in sichern Ha- sen der seligen Ewigkeit.“

— Giltblüte. . . Auch ein trübseliges Auge wird finden, daß das neue Monumentalportal dem Schloß- geist zu Gesicht steht.

Erfolg garantiert.

Humorelle von Max Dürr.

„Manche Ehe wird zerrüttet durch die maßlose Spiel Leidenschaft des Mannes. Aus diesem Laster entsteht mehr Unheil, als man gewöhnlich denkt. Sichere Methode zur gründ- lichen Abgewöhnung! Ohne Zwang, ohne Wissen des Mannes! Garan- tierter Erfolg in ein bis zwei Mo- naten! Honorar bei Nichterfolg zu- rück. Man wende sich vertrauensvoll an Frau Gutkunst, Großpittschen, Postfach 8.“

Erna legte ihre Frauzeitung auf den Tisch und versank in tiefes Nach- denken. O Gott! Die Spiel Leiden- schaft! Das verdüsterte Gesichtchen wurde noch um eine Nuance düsterer. Die dunklen Augen erhielten einen feuchten Schimmer.

Eine unglückliche Ehe? Oh nein! Eigentlich nicht. Aber es ist doch nicht zu verwundern, daß eine kleine junge Frau auf trübe Gedanken kommt, wenn der Mann zum Stat geht.

Das war's! Mitten in den rossi- gen Glanz der Fliederwochen — sie erfreuten sich nunmehr auf den fünf- ten Monat — fiel plötzlich ein dunkler Schein, bewölkte sich der Spozont. Als nämlich Hellmut erklärte, er müsse heute abend unbedingt zum Stat.

„Man will doch auch einmal wieder Stat spielen.“

Als ob das Statspiel eine Lebens- bedingung wäre! Ja, die Leidenschaft, die Spiel Leidenschaft!

Tränen hatte es keine gegeben. Da- zu war Erna viel zu stark. Aber man hat doch keine Freude, wenn der Mann zum Stat geht und die Frau zu Hause sitzen läßt.

Man hat so viel Zeit zum Nach- denken, wenn man allein ist. Zum Beispiel, ob ein Mann, der Stat spielt, überhaupt noch liebt. Zweifel- los eine sehr ernste Sache, dachte Er- na. Und Heimlichkeiten hat er auch noch. Als ob ich nicht gesehen hätte, daß er verstopfen einen ganzen Taler einsteckt!

Man höre, einen Taler! Erna rechnet: Wozu schiebt er einen Ta- ler ein? Vier Gläser Bier macht sechs Pfennig, fünf Pfennig Trintgeld — unter fünf Pfennig tut's ja der Mann nie! — macht fünfundsiebzig. Also nimmt Hellmut in Aussicht, unter Umständen zwei Markt fünfundsiebzig Pfennig zu ver- spielen!

Das ist ja eine gräßliche Ver- schwendung! Wenn man bedenkt, was man sich für dieses Geld alles Nützliches anschaffen könnte! Zwei Pfund Fleisch oder einen Haartreis oder eine kleine Buttermaschine oder Praline für eine ganze Woche. Sie hatte gar nichts gesagt. Oh, Erna war stark! Jetzt aber las sie das Inzerat.

War das nicht eine wunderliche Fül- lung, daß ihr gerade das Inzerat ins Auge fiel, nachdem Hellmut zum Stat gegangen war?

Mit der ihr eigenen Energie setzte sich Erna an den Schreibtisch. Andere junge Frauen hätten viel- leicht an Mama geschrieben, ihr Herz ausgeschüttelt. So 'was machte Erna nicht. Sie machte alles selbst.

Erna war auch praktisch. Am An- fang geht es noch nicht so schwer, das Hebel auszurollen. Die Leidenschaft ist noch nicht so eingewurzelt. Und sie hatte recht.

Während des Schreibens hellte sich ihr rosiges Gesichtchen bedeutend auf. Denn erstens kamen ihr über der An- strengung des Schreibens die dum- men Gedanken ein bißchen aus dem Kopf. Sodann war es doch auch ganz reizend, einen kleinen heimlichen Briefwechsel anzuspinnen, wenn der Mann zum Stat ging. Und drittens war sie sehr neugierig, was kommen würde.

Hellmut war erstaunt, wie fidel Erna war, als er heimkam. Sie war doch ein gutes Weibchen!

„Daß Du viel verloren, Män- nchen!“

Im Gegenteil. Fünfundsiebzig Pfennig gewonnen. Davon bekommt Du die Hälfte, weil Du mein liebes, süßes Kerlchen bist.“

„Ich? Die Hälfte? Achtundsieb- zig Pfennig?“ Erna den Klatsche in die Hände. „Her damit!“

Als Erna den Antwort aus Großpittschen, Postfach No. 8, er- hielt, war sie einigermaßen verduzt. Nämlich über den Ratschlag und die sichere Methode und auch darüber, daß die Methode unter Nachnahme kam. Das wies entschieden auch wie- der auf Methode hin.

„Zehn Mark vierzig Pfennig!“ An so glücklich viel Geld hatte Erna noch nicht gedacht, aber den Post- mann konnte man doch nicht abweisen. Was hätte er gedacht, wenn sie die

Nachnahme nicht einlöste? Aber gut, daß Mäntchen gerade nicht da war, als der Postmann kam!

„Gnädige Frau! Erklären Sie Ihrem Gemahl, daß Sie selbst das Statspiel lernen wollen. Daß Sie zu Hause spielen wollen. Laden Sie einen Freund ein. Er wird, er kann es nicht ablehnen. Sie spielen einen Abend, mehrere Abende. Sie wer- den sehen, wie sein Interesse an dem Spiel abnimmt. Schon die Tatsache, mit einem Anfänger spielen zu müs- sen, wirkt lähmend auf den leiden- schaftlichen Spieler. Verlieren Sie, so kann er Ihnen doch kein Geld abneh- men. Verliert er, so verzichten Sie auf den Gewinn. Dann hat aber das Spiel keinen Reiz mehr für ihn und wenn er der stärkste Spieler ist! Und schließlich . . .“

Als Frau Erna so weit gekom- men war, erglühete sie vor Scham und sie knitterte den Brief zusam- men. Rein, so 'was! Das war ja gemein!

Aber nach einer halben Minute glättete sie ihn wieder und las ihn zu Ende. Es stand auch nicht mehr viel drinnen, nur noch ein paar Zei- len.

„Und schließlich wird er eiferfüch- tig. Gnädige Frau! So habe ich meinem Mann das Stat abge- wöhnt! Hunderte von unseren Lei- densgenossen haben das Mittel mit Erfolg angewendet. Das Mittel ist probat!“

Am Ende ist es doch nicht so dumm, dachte Erna.

Und die weiße Frau in Großpitt- schen, Postfach No. 8, hatte recht.

Es war ein denkwürdiger Tag in der jungen Ehe, als Erna die Metho- de begann.

Erst hatte Mäntchen ein dummes Gesicht gemacht. „Aber, Erna! Ist das Dein Ernst?“

Dann ging er mit Enthusiasmus auf den Vorschlag seines Täubchens ein.

„Ob er wohl echt ist? Erna kam nicht recht dahinter.“

Dann gab es einen kleinen Streit, wer der dritte Mann sein sollte, weil Hellmut den dummen, falschen Kerl, den Eugen Warbüchler, vorschlug und Erna den Affektor Widing. Aber man einigte sich auf den Doktor Lein- felder.

Dann begannen die häuslichen Statabende. Jede Woche einer, am Sonnabend.

Der erste Abend war furchtbar langweilig, weil Erna so schlecht be- griff und den Kopf nicht bei der Sache hatte. Und der Doktor auch nicht. Er genierte sich zu tabeln, wenn Erna eine Dumme machte.

Am zweiten Abend war es besser. Denn Erna war nicht begriff- stugig und lernte verhältnismäßig doch rasch.

Am dritten Abend spielte man um Geld, einen Fünftelpfennig den Point.

Aber es war fade, weil Erna, die über eine Mark verlor, an Hell- mut nicht auszahlte. Der Doktor aber gewann nicht und verlor nicht, wie immer, weil er stets mauerte aus Angst, er könnte einen Pfennig ein- büßen.

Am nächsten Abend war es, wenn möglich, noch fader, da Hellmut fort- gesetzt Pech hatte. Beim Doktor blieb es wie immer. Erna zog den Gewinn ein.

Mäntchen machte ein eigentümliches Gesicht. Verliert er, so muß er be- zahlen. Gewinnt er, so bekommt er nichts. Schließlich hat das Spiel doch keinen Reiz mehr, wenn man keinen Gewinn zieht!

Nach einigen Wochen schrieb Erna- chen, einen Brief an Frau Gutkunst in Großpittschen, Postfach No. 8.

„P. P. Ich erlaube Sie, das Geld zurückzusenden.“

Achtungsvoll usw.“

„Wieso?“ kam die Antwort. „Ist Ihr Mann von seiner Spiel Leiden- schaft nicht geheilt?“

„Das schon! Aber jetzt spielt er doch ein gutes Weibchen!“

Mit Achtung. Erna. . .“

In der Fremde.

Was war die fremde Stadt mit einem Mal

Wie lieb und traut und so bekannt ge- worden;

Wie, der ich mit des Fremden langer Qual

Verleitet ihres ungeliebten Borden.

Ich habe eine Mode tiefen Klang

Vom hohen Turm in meine Seele ein- gen;

Da ward mein Herz, wie fargen jag und bang,

Erfüllt von einem oft gebühten Klingeln.

Der Quintal Glock hat den gleichen Ton.

Und nun, da ich die fremde Stadt be- trete,

Denk' ich der Mutter Sprache um den Hals

Und über ihre treuen Sitzebeute. . .